



Glaubenssachen

Sonntag, 8. Mai 2022, 08.40 Uhr

Umkehr am Gotthard-Pass
Warum der Bischof von Hildesheim die Kirche erneuern will
Von Bernward Kalbhenn

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Als Heiner Wilmer, der Bischof von Hildesheim, vor sechs Monaten die Gläubigen seines Bistums zur Umkehr aufrief, zitierte er auch seinen Amtsbruder, den Bischof von Rom, Papst Franziskus; der hatte die Katholiken weltweit auf einen „synodalen Weg“ geschickt und davon gesprochen, die Kirche müsse „auf den Kopf gestellt“ werden. Dabei war damals von den Erschütterungen und Verbitterungen noch gar nicht die Rede, die dann das jüngste sogenannte Missbrauchsgutachten aus München auslösen sollte.

„Eine Revolution, eine Umkehr unserer kirchlichen Selbstverständlichkeiten“ sei dringend, mahnte Bischof Wilmer in einer Predigt im Hildesheimer Dom, „nicht weil wir am Ende sind, weil unsere Kirche zerbricht - sondern weil wir den Ursprung wieder finden können und endlich dem Evangelium etwas zutrauen in unserer Zeit“. Ein neues Denken werde gebraucht, echte Partizipation; geschlechtergerechte Teilhabe aller in der Kirche sei für einen Wandel der katholischen Kirche unverzichtbar, die Machtverteilung müsse sich ändern, das „Oben und Unten in der gewohnten klerikalischen Manier“ müsse ein Ende finden.

Um diese Ziele zu erreichen, sollten alle Pfarrgemeinden und kirchlichen Einrichtungen in seinem Bistum ihre „gelebte Praxis überprüfen und kritisch hinterfragen.“ Dieser Lernweg, von dem Bischof Wilmer spricht, sei keine neue Methode oder ein neues Programm; und er fügte hinzu: „Es geht um mehr. Ja, um alles. Das hat uns wirklich noch gefehlt“.

Doch wie soll nach dieser anspruchsvollen bischöflichen Vorgabe eine so gewaltige Aufgabe angegangen werden?

Weil man in Hildesheim weiß, dass das nur mit Beistand von ganz oben gelingen kann, kommt eine der regionalen Lichtgestalten des Mittelalters ins Spiel, der Heilige Godehard. Im Jahr 1022 war der bayerische Benediktinermönch als Bischof nach Hildesheim gekommen und soll nun, 1000 Jahre später, Wegweiser sein in einem unwegsamen Gelände, das vor dem amtierenden Hirten und seiner Herde liegt.

Godehards Verehrung reicht weit über die Grenzen Hildesheims hinaus, zahlreiche Kirchen und Ortschaften von Italien und Kroatien bis nach Skandinavien sind nach ihm benannt. Und mit dem Gotthardpass in der Schweiz trägt zudem einer der wichtigsten Alpenübergänge seinen Namen. Bischof Heiner Wilmer, selbst ein Ordensmann, verspricht sich mit der Ausrufung eines Godehard-Jahres eine damit verbundene „Rückbesinnung in der Tradition benediktinischer Spiritualität“ und „Ermutigung für den Aufbruch, um ausgetretene Pfade zu verlassen, um ganz neue Routen zu wagen.“

Mit einem Kolloquium ging es dieser Tage los: zum Gedankenaustausch über „Benediktinische Impulse für eine Erneuerung der Kirche von Hildesheim“ traf man sich zunächst im dortigen Mariendom; und stellte sich einer auf den ersten Blick ungewöhnliche Frage: „Wo spricht der Dom über die Zukunft der Kirche?“

Einige Antworten ließen sich schon aus den Überlegungen des Architekten Johannes Schilling ablesen, der vor zehn Jahren Sanierung und Neuordnung des über 1000 Jahre alten Gotteshauses geplant und umgesetzt hat: „Es ging nicht darum, unsere

Zeit mit baulichem Ewigkeitsanspruch zu manifestieren, sondern vielmehr um die immer wieder aktuelle Aufgabe, auf Basis der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen und in die Zukunft zu denken.“

Die Umsetzung dieser Überlegungen ist im Hildesheimer Dom auf eindruckliche Weise gelungen. In dem einst düsteren, nun lichtdurchfluteten Raum sind die romanischen Wurzeln wieder erkennbar mit ihren harmonischen geometrischen Formen und den ursprünglichen Proportionen; ein Ort, der stille Erhabenheit ausstrahlt - hell und klar, einfach, schön.

Dem Architekten ging es darum, „viel zu bewirken, ohne viel zu verändern“:

„Die Seele eines Raumes erspüren. Erkennen, was der gegebene Raum vom Planer verlangt. Dinge einfacher und damit verständlicher zu machen, ohne dabei zu vereinfachen. (...)

Reduzierung auf das Wesentliche in Farbe, Materialität und Gestalt, ohne zusätzliche Elemente. Der `Schmuck` dieses Ortes sind seine Geschichte und die herausragenden Zeugnisse einer langen Glaubensstradition.“

Als man sich im Hildesheimer Dom daranmachte, „auf Basis der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen und in die Zukunft zu denken“, gelang es auch, die ursprünglichen Fundamente der Kirche unter der Krypta zu finden und freizulegen - im Wortsinn.

Im übertragenen Sinn hat sich der Kirchenhistoriker Hubert Wolf in dieser Sache verdient gemacht. „Tief unten in den Kellern der Kirchengeschichte, verborgen selbst für die meisten Historiker, liegen jahrhundertealte Traditionen begraben, von denen die Kirche heute nichts mehr wissen will“ schreibt er in seinem Buch mit dem Titel „Krypta“:

„Ziel ist es zu zeigen, wie sich Kirche entwickelte, wie sie auf gesellschaftliche Herausforderungen reagierte und sich veränderte. Dadurch werden neue alte Möglichkeiten in Erinnerung gerufen, was dazu beitragen kann, die heutigen Reformdiskussionen auf der Basis der ganzen Breite der kirchlichen Tradition zu führen.“

In der Krypta, im griechischen Wortsinn gemeint ist das „Verborgene“, hat der renommierte Historiker vergessene und nicht selten unterdrückte Traditionen bzw. Optionen der Kirchengeschichte entdeckt, die heute wieder aktuell werden könnten - so wie zahlreiche Krypten verschüttet und später wieder ausgegraben wurden:

„Denn seit den ersten Kirchenbauten über die Romanik bis zum Aufkommen der Gotik besaß so gut wie jedes Gotteshaus eine Krypta, einen unter der Erdoberfläche gelegenen verborgenen Raum unterhalb des Altars. Sie stellte das eigentliche Fundament der Kirche, ihre materielle und geistliche Basis dar. In der Krypta befand sich das Grab des Heiligen, dem die Kirche geweiht war. Der sichtbare Altar oben im Gottesdienstraum benötigte als unverzichtbare Grundlage das unsichtbare Heiligengrab in der Krypta.“

Wenn im nächsten Monat aus Anlass des Godehard-Jahres die deutschsprachigen Kirchenhistoriker*innen erstmals in Hildesheim zu ihrem Jahrestreffen zusammenkommen, können sie sich an Ort und Stelle ein Bild machen von diesem Fundament des Domes. Direkt unter dem neuen Hochaltar steht der mittelalterliche goldene Reliquienschrein des Heiligen Godehard. Und falls ihr Kollege Hubert Wolf aus Münster dabei ist, könnte zu Nutz und Frommen nicht nur der Hildesheimer Reformbemühungen über die eine oder andere seiner Entdeckungen diskutiert werden.

„Nicht umsonst steigt jeder neu gewählte Papst am Tag seiner Amtseinführung hinab in die Krypta unter dem Petersdom, zu den Ursprüngen der Kirche im Petrusgrab. Daraus ergibt sich: Kirchengeschichte kann sowohl das Lehramt als auch das gesamte Kirchenvolk mit Blick auf die Zukunft über das Vergangene informieren und den ganzen Tisch der Traditionen decken.“

Die katholische Kirche sei lange ein breiter Strom mit vielen Nebenarmen gewesen, den der römische Zentralismus im 19. Jahrhundert kanalisierte, stellt der Münsteraner Kirchenhistoriker trocken fest und weiß sogar von „erfundenen Traditionen“ zu berichten, „an die bis heute selbst Historiker“ glaubten. Zu den zehn Beispielen von Vergessenem und Verdrängten gehört für Hubert Wolf auch das sogenannte Subsidiaritätsprinzip, jenes Konzept, das die Kirche mit der katholischen Soziallehre entwickelt hat für das Zusammenleben der Menschen in Staat und Gesellschaft, und das weit über den kirchlichen Bereich hinaus Anerkennung gefunden hat: „Nur wenn es gar nicht anders geht, soll im sozialen und wirtschaftlichen Feld etwas auf der obersten Ebene entschieden werden“:

„Das Prinzip der Subsidiarität, das sich in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik bewährt hat, könnte also endlich auch dort Anwendung finden, wo es konzipiert wurde: in der katholischen Kirche. Das Ganze würde dem Ziel dienen, die katholische Kirche wieder näher zu den Menschen zu bringen, mit ihnen vor Ort ihre Probleme, Sehnsüchte und Nöte anzugehen. Dann könnten Fragen dort entschieden und gelöst werden, wo sie entstehen, beispielsweise die Auswahl geeigneter Bischofskandidaten, der Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen, die Gemeindeleitung durch Laien und die Predigterlaubnis für Lientheologen oder ökumenische Gottesdienste aus Anlass von Vereinsjubiläen am Sonntagvormittag. Die Probleme in den Slums lateinamerikanischer Riesenstädte oder im ländlichen Afrika sind ganz andere als diejenigen, die in Deutschland für Diskussionen sorgen. Das Subsidiaritätsprinzip in der Kirche würde zugleich die notwendige Inkulturation des Katholizismus in ganz unterschiedliche Milieus und Mentalitäten erleichtern. Nur so kann die Forderung von Papst Franziskus erfüllt werden, der Hirte müsse den Geruch seiner Herde annehmen und den Weg gemeinsam mit ihr gehen.“

Dann könnten auch die jüngsten Beschlüsse der deutschen Katholiken auf ihrem synodalen Weg durchaus eine Chance auf Realisierung haben - wenn denn die mächtigen Blockierer im Vatikan nicht wären; und die rückwärts gewandten

Amtsbrüder in den Reihen der Deutschen Bischofskonferenz, die noch immer den Ernst der Lage nicht erkannt haben oder erkennen wollen.

Dabei ist ja noch gar nicht offen darüber debattiert worden, was das bedeuten könnte, wenn es heißt, „die Kirche müsse ihren Ursprung wiederfinden und dem Evangelium etwas zutrauen in unserer Zeit“, wie es der Hildesheimer Bischof Wilmer formuliert hatte.

Mit einem jüngst in der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ erschienenen Artikel macht der Theologe und Bibelwissenschaftler Peter Trummer aus Graz einen Vorschlag:

„Die mittelalterliche Kirche hat Großartiges geleistet, wofür wir ihr nur dankbar sein können. Aber sie hat uns auch schwere Hypotheken hinterlassen, die das Kirchenschiff zunehmend manövrierunfähig machen. Schuldzuweisungen und Reformvorschläge gibt es genug, aber sie erkennen und benennen selten das Leck, welches die Ursache der Seenot ist: Vieles von dem, was die christliche Theologie sich über Gott ausgedacht hat, ist für heutige Ohren nur noch peinlich, wird selbst von den meisten Gläubigen ignoriert oder abgelehnt. In die Gottesdienste kommen nur noch die wenigsten.“

Ein im Wortsinn „begeisterter“ Leser aus Kiel schrieb daraufhin in seinem Leserbrief, er habe „bewegt, mit Staunen und großer Freude diesen Beitrag gelesen.“

„Dass ich in hohem Alter diesen Aufbruch, dieses mutige Lebenszeichen noch mitbekomme! Danke! In mir kommt die Hoffnung auf, dass das Kirchenschiff - auch in der kleineren Version - doch noch davor gerettet werden kann, im Museumshafen zu enden“.

Und ein Pfarrer aus dem Erzbistum Köln offenbarte in seinem Leserbrief nicht nur, dass ihm „lange schon kein Artikel derart aus der Seele gesprochen habe“:

„Es hat mir gutgetan, hier meine eigenen Gedanken (die ich oft nur heimlich hatte) ... wiederzufinden. Und es erleichtert mich, dass ich vielleicht doch nicht so falsch gelegen habe in den vielen Jahren meiner Seelsorge- und Verkündigungsarbeit.“

Wer aber wird nun mitmachen, sich aufmachen und mitgehen auf dem Weg, den Papst Franziskus seinen Gläubigen weist, um „die Kirche auf den Kopf zu stellen“? Und wer wird dem dringenden Aufruf des Hildesheimer Bischofs folgen, der von „Revolution“ spricht, einer „dringenden Umkehr kirchlicher Selbstverständlichkeiten“?

„Wir wissen, dass es an diesem Heiligen Stuhl schon seit einigen Jahren viele gräuliche Missbräuche in geistlichen Dingen und Exzesse gegen die göttlichen Gebote gegeben hat, ja, dass eigentlich alles pervertiert worden ist. So ist es kein Wunder, wenn sich die Krankheit vom Haupt auf die Glieder, das heißt von den Päpsten auf die unteren Kirchenführer, ausgebreitet hat. Wir alle - hohe Prälaten und einfache Kleriker - sind abgewichen, ein jeder sah nur auf seinen eigenen Weg, und da ist schon langer keiner mehr, der Gutes tut, auch nicht einer.“

Diese Formulierungen, so schreibt es der Kirchenhistoriker Hubert Wolf in seinem Buch „Krypta“, stammten nicht von einem Kirchenkritiker unserer Tage, sondern sind 500 Jahre alt. Papst Hadrian VI habe im Jahr 1522 mit diesem Schuldbekenntnis auf die Herausforderungen der beginnenden Reformation und die drohende Kirchenspaltung reagiert. Was Hadrian VI vor einem halben Jahrtausend formulierte, gelte immer noch, vielleicht sogar heute mehr denn je, schreibt Hubert Wolf:

„Die Situation der Kirche unserer Tage wurde in der breiten Öffentlichkeit mitunter sogar ausdrücklich mit der Krise der Kirche zur Zeit der Reformation verglichen. (...) Die extrem hohen Austrittszahlen sprechen eine eindeutige Sprache. (...) Eine große Reform der Kirche an Haupt und Gliedern steht in der Tat an“.

Denn heute, in der von ganz unterschiedlichen Seiten konstatierten Kirchenkrise des einundzwanzigsten Jahrhunderts, gelte wie damals zu Beginn der Reformation, „dass die ganze Welt eine solche Reform sehnlichst begehrt“, wie schon vor einem halben Jahrtausend Papst Hadrian VI befand. Doch der, stellt Hubert Wolf fest, habe auch gewusst, warum er mit seinen radikalen Reformideen scheitern musste:

„Das Wirken und die Umkehrbereitschaft eines einzelnen Mannes wird heute so wenig bewirken können wie zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Es braucht - wie die Geschichte der Kirche lehrt - Mitstreiter auf allen Ebenen der Kirche, angefangen in der Kurie bis hinunter zur kleinen Landpfarrei. Vor allem aber muss die Umkehr institutionalisiert und die Kirchenreform so auf Dauer gestellt werden“.

Nach diesem Befund könnten die Frauen und Männer, „die in Deutschland noch etwas mit ihrer Kirche wollen“, versucht sein, zu resignieren und aufzugeben. In der Wochenzeitung „Die Zeit“ würdigt der Publizist Georg Löwisch ihr Engagement und ihren Mut:

„Sie kämpfen um diese Gemeinschaft, in der sie verwurzelt sind und in der sie ihren Glauben leben. Dazu gehören auch Priester, die schwule und lesbische Paare segnen wollen. Oder Bischöfe, die die Diskriminierung homosexueller Kirchenmitarbeiterinnen und -mitarbeiter im katholischen Arbeitsrecht unter dem Druck der Gesellschaft endlich doch streichen möchten. Es sind Frauen, die im Gottesdienst schon jetzt eine wichtige Rolle spielen und alte Regeln ausreizen. Und es sind Menschen, die Regeln brechen, die einfach machen, bis sie jemand aufhält. Wer katholisch glaubt, aber weder brav geblieben noch zynisch geworden ist, hat Hohn nicht verdient, sondern Respekt“.

Und auch „wer nicht katholisch sei, sollte sich fragen, ob er die Menschen, die ihre Kirche retten wollen, belächelt“:

„In einer Gesellschaft, die immer mehr fragmentiert, braucht es große Institutionen der Mitte. Gewerkschaften, Naturschutzverbände und die Kirche. Sie bringen Menschen zusammen, die von ihrer politischen Ausrichtung, ihrem Beruf oder vom

Alter nichts miteinander zu tun hätten. Eigentlich. Es ist ein Verlust, wenn die Kirche stirbt.“

Und so könnte ausgerechnet der Blick weit zurück in die Jahrtausendealte Geschichte seiner Kirche besonders zukunftsweisend sein, wenn sich der Hildesheimer Bischof Heiner Wilmer nun von der Ausrufung eines Godehard-Jahres „Ermutigung für den Aufbruch“ verspricht, „um ausgetretene Pfade zu verlassen, um ganz neue Routen zu wagen“.

Helfen könnte dabei übrigens auch die eingehende Betrachtung der weltberühmten, tausend Jahre alten Bernwardtür im Hildesheimer Dom, vor der Tag für Tag Glaubende und Suchende stehen, Kunstinteressierte und Neugierige. Bischof Godehard hatte die mächtigen bronzenen Türflügel seines Vorgängers in einem neu geschaffenen Eingangsbau des Doms aufhängen lassen.

Erzählt wird auf 16 Bildtafeln eindrucksvoll bis in unsere Tage die Geschichte Gottes mit den Menschen, wie sie das Christentum überliefert, von der Erschaffung der Welt bis zur Auferstehung.

Kaum zu glauben, dass damit die Geschichte Gottes mit den Menschen auserzählt sein soll, wie ewig Gestrige in und außerhalb der hohen vatikanischen Mauern zu verstehen geben, indem sie auf längst überholte Lehrmeinungen verweisen und Erkenntnisse und Erfordernisse der modernen Zeit ignorieren.

Und gut zu wissen, dass es die Mutigen gibt, die nicht stehenbleiben wollen und sich zwecks Umkehr auf den Weg machen.

Möglicherweise mit einem Satz von Hermann Hesse: „Damit das Mögliche entstehe, müsse immer wieder das Unmögliche versucht werden.“ Oder sie halten es mit dem Jesuiten und großen deutschen Theologen Karl Rahner:

„Die Tugend des Alltags ist die Hoffnung, in der man das Mögliche tut und das Unmögliche Gott zutraut“.

* * *

Zum Autor:

Bernward Kalbhenn ist Journalist; bis 2012 Leiter der NDR-Redaktion Religion und Gesellschaft

Literaturhinweis:

Hubert Wolf: Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte. Verlag C.H.Beck, München 2015